

(Nachdruck verboten.)

## 28] Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Sein Denken wurzelte fest im Empirischen, und so gern seine Seele ihr Haupt in transzendenten Lüften wiegte — ihren Boden wollte sie nicht ohne Not verlassen. So hatte er die Ideenlehre wunderschön gefunden; aber sogleich hatte er sich gesagt: das ist die Dichtung, ist Glaube, nicht Erkennen.

Gegen den strengen Gedanken von der Notwendigkeit alles Geschehens, dem der Mann sich unterwarf, lehnte der Jüngling sich auf. Sein die Arme reckender und streckender Wille verlangte nach Willensfreiheit, und doch schien ihm die transzendente Willensfreiheit Kants nur eine Ausflucht. Gegen diesen Immanuel Kant, dessen Leben er mehr bewunderte als liebte, hatte er noch gar manches auf dem Herzen.

Da stand:

„daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel; denn wodurch sollte das Erkenntnisvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne affizieren . . .“

und an anderer Stelle hieß es:

„Daß es nun dergleichen notwendige und im strengsten Sinne allgemeine, mithin reine Urteile a priori im menschlichen Erkenntnis wirklich gebe, ist leicht zu sagen . . .“

und wiederum:

„Von den Erkenntnissen a priori heißen aber diejenigen rein, denen gar nichts Empirisches beigemischt ist . . .“

War das nicht unreimbarer Widerspruch? Und wenn es dann gar hieß:

„So ist z. B. der Satz: eine jede Veränderung hat ihre Ursache, ein Satz a priori, allein nicht rein, weil Veränderung ein Begriff ist, der nur aus der Erfahrung gezogen werden kann“.

was sollte man dazu sagen? Der Begriff der Ursache war entweder genau so gut aus der Erfahrung gezogen wie der der Veränderung oder sie waren beide gleich „rein“. Unzweifelhaft hatten sie aber beide „empirische Beimischung“. Und was sollte es heißen, wenn nun Kant als ein Beispiel für „dergleichen notwendige und im strengsten Sinne allgemeine, mithin reine Urteile a priori“ die Mathematik aufführte? Die Mathematik war doch menschlich konstruierte Realität, nicht von der Natur gegeben, wie Kant in der Einleitung an dem „ersten Demonstrator des gleichschenkligen Dreiecks“ selbst zugegeben hatte. So waren die Sätze der Mathematik zwar allgemein und notwendig (daß das zweierlei sei, wollte Semper auch nicht in den Sinn); aber sie waren auch für die Erkenntnis des Weltwesens vollkommen wertlos, wenn man sich nicht zu den Pythagoreern gesellte. Und was sollte man endlich gar dazu sagen, wenn Kant, ganz im Widerspruch zu dem Vorhergehenden, fortfuhr:

„will man ein Beispiel aus dem gemeinsten Verstandesgebrauche, so kann der Satz, daß alle Veränderung eine Ursache haben müsse, dazu dienen . . .“

und dann gegen Summe polemisierte, der diesen Satz

„von einer öfteren Beigefügung dessen, was geschieht, mit dem, was vorhergeht, und einer daraus entspringenden Gewohnheit, Vorstellungen zu verknüpfen, ableiten wollte.“

Asmus hielt es ganz entschieden mit Summe und war der Ueberzeugung, daß jedes Naturgesetz der empirischen Wissenschaften genau so „allgemein und notwendig, mithin rein a priori“ oder genau so bloß komparativ allgemein und a posteriori sei wie der Satz von der Veränderung und ihrer Ursache.

Ach, schon diese Einteilung der Urteile in analytische und synthetische! Asmusens Bleistift wurde temperamentvoll und machte schwingvolle Fragezeichen und wichtige Ausdruckszeichen! Warum sollte denn das Urteil „Alle Körper sind ausgedehnt“ analytisch und dagegen das andere „Alle Körper sind schwer“ synthetisch sein? — und das setzte ihm zu mit harter Pein. Das Merkmal der Schwere war doch für den Körper genau so wesentlich wie das der Ausdehnung

und war also genau so gut wie dieses im Begriff des Körpers schon gegeben! Wieso bedurfte es da der Synthese? Und gefehlt: man entdeckte ein wesentliches Merkmal eines Begriffes, das man bisher nicht gekannt hatte, so konnte man im Augenblick der Entdeckung allenfalls von einer „Synthese“ sprechen und konnte das neue Urteil ein synthetisches nennen; aber sobald man wußte, daß das neue Merkmal zum Wesen des Begriffes gehöre, war es doch auch mit diesem Begriff gegeben, und das Urteil war so „analytisch“ wie irgend ein anderes. O, wenn Asmus damals gewußt hätte, daß auch andere Leute, und zwar höchst gelehrte und geschickte Männer diese Unterscheidung für verworren und zwecklos hielten! So aber sagte er sich: „Daß Kant so unklar gedacht habe, ist ausgeschlossen; also tappe ich im Dunkeln, also ist mit dieser Entscheidung noch etwas anderes gemeint, das ich nicht verstehe“.

Und endlich dieses berühmte „Ding an sich“. Man könne es nicht erkennen, hieß es. Aber es „affizierte“ uns durch Erscheinungen, stand also in Beziehung zu uns, machte uns Mitteilungen! Wozu machte es uns diese Mitteilungen? Nur um uns zu foppen? Dann war freilich alles Denken und Leben Unfug. Oder verrietten uns diese Mitteilungen, wie es jede Mitteilung tut, etwas vom Wesen des Mitteilenden? Doch wohl; Kant verwahrte sich ja auch selbst dagegen, daß man die „Erscheinung“ als „Schein“ verstehe. Warum nun affizierte uns das Ding an sich so, wie es uns affiziert, und nicht anders. Es mußte zu seinem Wesen gehören, uns so zu affizieren und nicht anders. Dann aber wußten wir etwas von seinem Wesen, und wenn wir etwas wußten, warum sollten wir dann nicht mehr wissen können? „Hier ist ein Wirbel“, sagte sich Asmus. Sein Bleistift fragte in aller Bescheidenheit: Was nötigt uns, hinter der „schönen grünen Weide“ der Erscheinungen ein unerkennbares Ding an sich anzunehmen, und wer hat etwas von diesem Ding an sich? Die Beschränktheit menschlicher Erkenntnis leuchtet auch so ein. Daß wir nicht Zentrum der Welt sind, daß der Mensch, der kleine Fußsoldat, unmöglich den Plan kennen kann, nach dem der „Herr der Heerscharen“ die Weltenschlacht schlagen läßt, — das wissen wir seit Kopernikus auch so. Also warum soll der Pfahl, an dem ich mir die Nase blutig stoße, durchaus Erscheinung und nicht Ding an sich sein? Und warum setzen wir diese Skepsis nicht ins Grenzenlose fort? Es setzte Semper in großes Erstaunen, als er las:

„Was es für eine Verwandnis mit den Gegenständen an sich . . . haben möge, bleibt uns gänzlich unbekannt. Wir kennen nichts als unsere Art, sie wahrzunehmen, die uns eigentümlich ist, die auch nicht notwendig jedem Wesen, obzwar jedem Menschen zukommen muß.“

Das „obzwar jedem Menschen“ war es, was ihn in Staunen versetzte.

„Wirklich?“ schrieb er an den Rand. „Könnte der Welt-urheber den Spaß dieses Sommernachtsstraumes nicht noch weiter ausgedehnt haben und die Menschen Verschiedenes wahrnehmen lassen, wenn sie dasselbe nennen, und Verschiedenes nennen lassen, wenn sie dasselbe wahrnehmen?“ Und er hatte eine herzliche Freude, als er später las, daß Fichte den kantischen Zweifel an der Dinglichkeit der Erscheinungswelt zu Ende geführt, das Ding an sich als widersinnig verworfen und erklärt habe: Außer mir gibt es nur Vorstellungen und sonst nichts. Mit einem wunderschön weichen, tiefschwarzen Bleistift schrieb Asmus in diesen Buchstaben dazu:

„Gott sei Dank!! Das ist wenigstens konsequent!!“

### 31. Kapitel.

(Der Mensch ist ein fliegender Holländer, und Asmus bekommt das Lampenfieber.)

In diesen Sonntagsstudien gab es Minuten, Stunden, Tage der Klarheit, die er für nichts auf der Welt dahin gegeben hätte.

Das ist ein Augenblick der Seligkeit,  
Wenn uns ein weltbeleuchtender Gedanke  
Das Hirn durchzuckt und so die Seele faßt,  
Daß sie durchbrochen währt des Denkens Säckel

Da wähnt das Aug', es sähe groß und klar  
Den Geist des Alls durch Erd' und Himmel wandeln;  
Aufatmend spricht das Herz: Ich bin getrost;  
Jest ruht fortan mein Fühlen und mein Handeln."

Aber oft währte die Klarheit nicht von einem Sonntag zum andern, manchmal nicht von einer Minute zur andern. Et stellt ein Glas voll reinsten Quellwassers hin, das durchsichtiger ist als Kristall — mit jeder Stunde schwindet von selbst seine Klarheit dahin. Hängt einen Spiegel auf so rein und eben, wie ihr ihn finden mögt — in wenig Stunden wird er sich trüben vom Anhauch des Lebens.

"Gewißheit — schöner Wahn des Augenblicks!  
Bald wieder wird der alte Zweifel nagen;  
Der feste Boden weicht — dir schwindelt — weit  
Zns öde Meer hinaus wirst du verschlagen.

Dem Schiffer gleich fährst du auf hohem Meer  
In Nacht und Sturm durch lange, düstre Jahre,  
Bis endlich deinem Fuß das Schicksal gönnt,  
Daß er der Heimat festen Grund gewahre.

Doch kurz ist deine Raft! Von neuem bläht  
Der Wind am hohen Raft die weißen Linnen.  
Raum hast du noch des Ufers Sand geküßt,  
So jagt des Zweifels Qual dich neu von hinnen."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Zwei Großfinanziers des zwölften Jahrhunderts.

Robert Davidsohn's „Geschichte von Florenz“ verspricht ein Werk von solcher erschöpfender Gründlichkeit und so allumfassendem Aufbau zu werden, wie es sonst unter allen Städten der Welt höchstens noch Rom aufzuweisen haben dürfte. Der in diesen Tagen bei E. S. Mittler u. Sohn erscheinende zweite Teil des zweiten Bandes führt uns nun bis an die Schwelle jener großen klassischen Zeit der Arnostadt, da Dante ihr Bild und ihre Bewohner in den ewigen Terzinen seines Gedächtnisses für die Unsterblichkeit festhielt und da die ersten großen Kunstwerke der Stadt entstanden, die noch heute vor uns stehen und unser Entzücken bilden. Für den Historiker tritt aber auch in den Vordergrund, was der Dichter nur mit eifervollen Worten streift; er muß die tiefgreifende Umformung der sozialen Verhältnisse aufzeigen, die sich in dem zunehmenden Reichtum und der großen Ueppigkeit äußerten. Davidsohn hat in diesem Teile neben der lebendig reichen Schilderung der Kämpfe und Persönlichkeiten vor allem der Entstehung eines Phänomens seine Aufmerksamkeit zugewandt, das als charakteristisches Merkmal an der Pforte der modernen Zeit steht! Er erzählt die Geburt des Kapitalismus. Er verfolgt die allmähliche Herausbildung einer weitreichenden Geldwirtschaft in ihren komplizierten Einrichtungen und entwirft zugleich anschauliche Bilder von den kulturellen Produkten dieser „Maienblüte“ des Kapitalismus. Wertwürdige Abenteurergestalten, Glücksritter, die nicht mehr mit Schwert und Schild, sondern mit Spekulationen und geschickten Geldgeschäften Frau Fortuna für sich zu gewinnen wissen, Finanzleute, die schon etwas vom Hochstapler haben, beginnen nun aufzutreten, erste Vorläufer zugleich unserer modernen Bankiers. Wir geben in folgendem einen Abschnitt wieder, in dem Davidsohn ein solches Brüderpaar, die mächtigen Franzesi, die zu den eigentümlichsten Erscheinungen ihrer bewegten Zeit gehörten, in ihrem schwellen Emporsteigen darstellt, dem freilich ein jähes Abblühen ihrer finanziellen unpolitischen Macht folgte.

Die Franzesi stammen aus der Gegend von Figline. Ihr Geburtsort war das zur Grafschaft Florenz gehörige, etwa 6 Kilometer südlich Figlines gelegene Piano di Val d'Arno; ihr Vater, der Ritter Guido Franzesi, war ein kleiner Feudalferr gewesen, der zu den Zeiten Friedrichs von Antiochien in jener von fortwährenden Kämpfen durchtobten Gegend bis zuletzt auf Seiten der kaiserlichen Partei gestanden hatte, während die Söhne nachmals aus Ueberzeugung und vor allem von Geschäfts wegen entschiedene Quelsen wurden. Vielleicht war der Ritter Guido ein Lehnsmann der in jener Landschaft mächtigen Ubertini; bedeutende Mittel können die Brüder jedenfalls nicht mitgenommen haben, als sie von ihrem väterlichen Turm über den Arno als rechte Ritter der Fortuna nach Frankreich wanderten. Der eigentliche Name des einen war Ciampolo (Giovanni Paolo), der des andern Albizzo. Albizzo war in Italien zu Viccio, in Frankreich zu Vichi geworden, während der Ursprung des Beinamens Musciatto für uns nicht mehr aufzuklären ist. In dem Lande Philipps des Schönen wurde aus dem Musciatto ein „Mouchet“ oder „Mouch“, und aus dem Glücksritter ein Messire oder Monseigneur. Vichi stieg zu einem eigentlichen Hofamt empor, indem er den Ehrentitel eines „Panetier du Roi de France“ erhielt,

eine Würde, die ihn als Großhofbäcker etwa dem Obertruchseß oder Obermundschenck gleichstellte. Musciatto begnügte sich mit dem Titel eines „Valet“ des französischen und eines Familiaren des sizilischen Königs, aber er war zweifellos die Seele und eigentliche Triebkraft der Geschäfte, und auch in den Staatsangelegenheiten trat er am meisten hervor. Der Florentiner Bankier bewährte seine ritterliche Abstammung, als er an der Seite des Prinzen Karl, des Bruders des Königs, 1297, während die Hauptmacht Philipps die Stadt Lille belagerte, eine Heeresabteilung befehligte, der die Aufgabe zufiel, das nördliche Flandern zu erobern, sowie fünf Jahre später, als er in der Heimat das Amt eines Generallieutenants der toskanischen Liga übernahm. Die Finanzleute größeren Zuschnittes haben zu allen Zeiten danach gestrebt, bei den politischen Kavalen die Hand im Spiele zu haben und aus ihrer Kenntnis Vorteil zu ziehen. Auch lange vor dem Zeitalter der Börsenoperationen verstanden sie aus solcher Doppelseitigkeit neben der Befriedigung des Ehrgeizes manchen ansehnlichen baren Gewinn zu ziehen; freilich lassen sich derartige bevorzugte Positionen gewöhnlich nicht lange behaupten, und der gesicherte Besitz gedeiht besser im Halbschatten als in der Sonne der Königsgunst.

Vor der Zeit Philipps des Schönen werden die „Franzesi“ oder „Guidi“ nicht genannt; erst seit dessen Regierungsbeginn erscheint ihr Name in den Rechnungen der königlichen Finanzverwaltung, anfangs seltener, dann immer häufiger und schließlich in durchaus herrschender Stellung unter den fremden und einheimischen Bankiers, die des Königs Geschäfte besorgten. Die Franzesi dienten als Receveurs (Steuereinnehmer) wichtiger Gebiete; außerordentlich große Summen, die der König den Klöstern und den Juden auferlegte, gingen durch ihre Hände; wir erfahren gelegentlich von einer Judensteuer in Höhe von 215 000 Livres de Tours, von einer Einnahme aus den Zisterziensklöstern von 65 000 Livres und diese Beträge belaufen sich auf über 4 1/2 Millionen Franks modernen Geldes. Sie streckten überdies Geld zur Kriegsführung vor, und Musciatto hatte sogar die Ehre, am Parlament des Königs teilzunehmen. Von ihrer Bedeutung innerhalb der Verwaltung Philipps des Schönen gibt der Umstand einen Begriff, daß noch ein halbes Jahrhundert später ein Turm des Louvre, der ihnen wohl zur Aufbewahrung von Geldern angewiesen war, den Namen „Tour Viche-Mouchet“ führte. Der Haß und Hohn, den sie erregten, spiegelt sich in Versen wieder, die ein französischer Chronist ihrerzeit nieder schrieb, aber gerade solche Aeußerungen bezeugen die alles gewohnte überragende Stellung, die sie sich geschaffen hatten. In Flandern übten sie vor dem französischen Kriege durch ihre geschäftlichen Verbindungen mit dem gräflichen Herrscher des Landes ebenfalls bedeutenden Einfluß; den Herzog von Brabant sah man, als sich Musciatto 1296 bei ihm in Louvain aufhielt, in Gewändern einhergehen, die ihm der Florentiner, es scheint in seinen eigenen Farben, geschenkt hatte. Durch ihre nahen Beziehungen zum König von Frankreich kamen die Franzesi in eben solche zu seinem Verwandten, dem geldbedürftigen Karl II. von Sizilien; vermittelt dieser wiederum wurden sie zu Depositaren (Verwaltern) des für die Rückeroberung der Insel ausgeschriebenen Kirchenzehnten, und auf solchem Wege gelangten sie zu der Stellung päpstlicher Bankiers, ohne daß sie indes jemals eigentliche Kammerläufer wurden.

Ihre geschäftliche Karriere war der aller ihrer Landsleute und Geschäftsgenossen entgegengesetzt; war für diese die Heimat stets der Ausgangs- und Mittelpunkt aller Unternehmungen, so unterhielten sie in Florenz überhaupt kein Geschäft; die Leitung ihrer Unternehmungen erfolgte von Paris aus, wo das Haus „Monseigneur Viche und Mouchet“ in der noch bestehenden Rue de Bourbonnais lag; bildete für die anderen die Stellung zur Kurie den maßgebenden Faktor, so waren die Franzesi unabhängig von ihr zu einer führenden Finanzmacht ihrer Zeit geworden. Als sie indes mit der päpstlichen Kammer in Verbindung getreten waren, gewannen sie, gestützt auf die Gunst des mächtigen Königs, eine überragende Stellung auch in deren Finanzoperationen und zugleich bewohrerten sie die großen französischen Klöster und die Bischöfe des Landes. Papst Bonifaz VIII. fand zu tabeln, daß der einjährige Viche „viele ungeheuerliche, ihm stark mißfallende Dinge“ verübt habe, während er, wie er sich ausdrückte, von Musciatto und Niccolo (dem dritten Bruder) nur Gutes höre; wir kennen die Ungehörlichkeiten nicht, die ihm zur Last fielen, aber es wird sich wohl um nicht Geringes gehandelt haben, da Bonifaz und seine Umgebung nicht gerade unter moralischer Ueberempfindlichkeit litten. Auch fällt der Vorwurf um so stärker ins Gewicht, weil ihm die Brüder kurz zuvor eine besondere Aufmerksamkeit erwiesen hatten, indem sie in ihrer toskanischen Heimat ein Nonnenkloster zu Ehren seines Namensheiligen Sankt Bonifaz errichteten. Geschäftliche Moral kam bei jenem Tadel nicht in Frage, sondern persönliche, denn was jene anlangt, so ergoß Bonifaz die Schale persönlichen, väterlichen Wohlwollens über das Haupt jener Bankiers; er erklärte ihnen, er wisse wohl, daß sie sich viele Güter von Kirchen wie von Privatpersonen durch Wucher angeeignet hätten, daß ein anderer Teil ihrer Habe aus unerlaubten und unredlichen Verträgen herrühre, aber gütig erwägend, daß sie dies offen bekannt und somit ihr Gewissen ausreichend entlastet hätten, ordnete er an, daß sie alles in solcher Art Erworbene aus Grund der Autorität des apostolischen Stuhles ungestört als erlaubten Besitz behalten dürften, und ernannte alle drei Brüder zugleich zu Regenten der dem päpstlichen Stuhle gehörigen südfranzösischen Grafschaft Venaisin (des Gebietes von Avignon).

Die Verurteilung der Franzesi zu dieser Stellung zeigte deutlich, wie die Kurie solchen Besitz lediglich als Gegenstand finanzieller Ausnützung betrachtete; dortige Große, wie das bedeutende Geschlecht der de Waug, hatten den Florentiner Bankiers als päpstlichen Vertreter ihre Lehnshuldigung zu leisten. Die Franzesi ihrerseits setzten als Oberbeamten des Venaisin einen ihrer Agenten, den Notar Cepperello Dietainti aus Prato, ein, den man in Frankreich Ciappelletto nannte; Meister Giovanni Voccaccio hat uns diese Persönlichkeit, deren Schilderung an der Spitze der bunten und lebensvollen Geschichten des Decamerone steht, wohl nach den Erzählungen seines Vaters dargestellt. Wie der kleine Ser Ciappelletto unendlich lieber falsche Urkunden schrieb als richtige, wie er die Meinde den aufrichtigen Schwüren bei weitem vorzog, an gefälschten Testamenten, an Mordtaten und Verwundungen seine Lust hatte, wie er Freunde untereinander verleidete, wie er an falschem Spiel, an wüsten Orgien in den Tabernen sein Wohlgefallen fand, wie er dann im Hause zweier Florentiner Wucherer in Frankreich sterbend dem Orbnisbruder, dem er beichtete, einen letzten Schemensreich spielte, indem er ihn von seiner tiefen inneren Frömmigkeit und der Reinheit seines Lebenswandels überzeugte, wie die Mönche den Leichnam des Pratesen zur Erbauung des Volkes in ihrer Kirche ausstellten und wie Ser Ciappelletto nach seinem Tode als Heiliger verehrt wurde, dies alles hat uns der fröhliche Ceralde berichtet. Seine Novelle entspricht zu gut der Lebensführung manches Florentiners und sie wandte sich an einen zu wohlunterrichteten Leserkreis, als daß wir in der Gestalt des Agenten der Franzesi nicht den Typus des toskanischen Finanzmannes und Glücksjägers erblicken müßten, wie er sich auf französischem Boden inmitten lodender Gewinne und großer Gefahren, bei wurzelloser Existenz in einer Atmosphäre leichtem Lebensgenusses, bei äußerstem geschäftlichem Raffinement, gegenüber einer im ganzen sehr gutgläubigen Bevölkerung entwickelt hatte. Ser Cepperello und der eiserne Intrigant Rosso Dei, der später dort wirkte, beide ursprünglich während vieler Jahre Sozien des Hauses Frescobaldi, stellen auf einer niedrigeren Stufe dieselbe Gattung dar, der auch die Brüder Franzesi angehörten, und mehr oder minder abenteuereicher war ohne Zweifel das ganze Dasein der in der Fremde lebenden und dem Gewinn nachjagenden Kaufleute.

Die Franzesi wußten freilich besser als die anderen, was äußerer Glanz der Stellung nebst den dazu gehörigen Familienverbindungen bedeute; so erlangte Musciatto später durch König Adolf von Nassau in der Heimat die Belehnung mit den Reichsrechten von Poggibonfi und Fucechio nebst der unter den damaligen Verhältnissen wünschenswerten päpstlichen Bestätigung, und er kaufte von dem durch die Parteikämpfe herabgekommenen ehemals großen sienesischen Ghibellinengeschlecht der Scialenga-Grafen Cacciaccioni um 18 000 sieneser Pfund deren Burg Trequanda und Belfedere im Südsienesischen. Albizzo-Wiche erwarb seinerseits das Kastell Staggia zwischen Poggibonfi und Siena und erhielt von Albrecht von Oesterreich daraufhin die Verleihung der Reichsrechte, die an dem Besitz dieser für die Behauptung der Straße von Florenz nach Siena wichtigen verfallenen Burg hafteten.

(Nachdruck verboten.)

## Die Beherrscher des Lebens.

Von Maxim Gorki.

(Fortsetzung.)

„Die einen, für die die Frau notwendig nur Frau und Sklavin ist, behaupten fest, daß sie — kein Mensch sei!“ — fuhr der Teufel fort. „Die anderen möchten, ohne darauf zu verzichten, sie als Weib zu benutzen, ihre Arbeitsenergie möglichst weit ausbeuten und behaupten daher, das Weib sei vollständig tauglich dazu, überall gleich wie der Mann, das heißt, für den Mann zu arbeiten. Natürlich lassen weder diese noch jene das Mädchen, wenn sie ihm Gewalt angetan haben, in ihre Gesellschaft zu — sie sind überzeugt, daß es nach ihrer Berührung für immer schmutzig bleibt. . . Die Frauenfrage ist wirklich sehr ergötzlich! Ich liebe es, wenn die Menschen naiv lügen — sie sind da den Kindern ähnlich und es besteht Hoffnung, daß sie mit der Zeit heranwachsen. „Auf dem Antlitz des Teufels konnte man lesen, daß er nicht gerade etwas Schmeichelehaftes über die Menschen der Zukunft sagen wollte. Aber ich selbst bin in der Lage, über die Menschen der Gegenwart allerhand wenig Schmeichelehaftes zu sagen, und da ich nicht wünschte, daß der Teufel in dieser angenehmen und leichtesten Beschäftigung mit mir konkurrieren sollte, — unterbrach ich seine Rede:

„Man sagt, wohin der Teufel selbst nicht kommen kann, dahin schickt er das Weib, — ist das wahr?“

Er zuckte die Achseln und antwortete:

„Das kann vorkommen . . . wenn kein hinlänglich verständiger und verschlagener Mann bei der Hand ist . . .“

„Mir scheint aus einem gewissen Grund, daß Sie aufgehört haben, das Böse zu lieben?“ fragte ich.

„Es gibt kein Böses mehr!“ antwortete er aufatmend. „Es gibt nur Gemeinheit! Einstmals war das Böse eine schöne Kraft. Aber jetzt . . . selbst wenn man die Menschen tötet, macht man das gemein, — man bindet ihnen von Anfang an die Hände. Uebelthäter gibt es nicht — nur Heuler sind übrig geblieben. Der Heuler ist

immer knecht. Die Hand und das Weib werden durch die Macht der Furcht in Bewegung gesetzt, durch den Druck der Gefahren. . . Man tötet doch nur die, welche man fürchtet.“

Die beiden Skelette standen nebeneinander über ihren Gräbern und auf ihre Knochen fielen leise die Blätter des Herbstes. Der Wind spielte traurige Melodien auf den Saiten ihrer Rippen und tönte dumpf in der Leere der Schädel. Kühles und wohliges Dunkel strömte aus ihren tiefen Augenhöhlen. Beide schauderten. Sie taten mir leid.

„Wenn sie doch in ihre Stätten zurückkehrten!“ — sagte ich zum Teufel.

„Du bist Humanist sogar auf dem Friedhof!“ rief er aus.

„Ja. Der Humanismus ist unter den Leichen besser untergebracht — hier kränkt er niemanden. In den Fabriken, auf den Plätzen und Straßen der Städte, in den Gefängnissen und Schächten, unter den lebenden Menschen wirkt der Humanismus lächerlich und kann sogar Mißgunst erwecken. Hier ist niemand, der über ihn lacht, die Toten sind immer ernst. Und ich bin überzeugt, daß die gerne von Humanismus hören — ist er doch ihr totdahorenes Kind. . . Aber dennoch waren es keine Idioten, die diese prächtige Kulisse auf die Bühne des Lebens stellen wollten, um hinter ihr die finsternen Greuel der Menschenfester zu verbergen, die kalte Grausamkeit einer Handvoll durch die Kraft der allgemeinen Dummheit Starke. . .“

Und der Teufel brach in das durchdringende Lachen unheilvoll verklärender Wahrheit aus.

Am dunkeln Himmel schauerten die Sterne, unbeweglich standen die schwarzen Steine über den Gräbern der Vergangenheit. Doch ihr Rodergeruch drang durch die Erde und der Wind trug den Oben der Toten in die schlafenden Straßen der von der Stille der Nacht umarmten Stadt.

„Hier liegen viele Humanisten,“ fuhr der Teufel fort und zeigte mit lebhafter Gebärde auf die Gräber im Umkreise; „einige von ihnen waren sogar aufrichtig. . . Im Leben gibt es eine Menge komischer Mißverständnisse und vielleicht ist das nicht das Lächerlichste. . . Neben ihnen liegt friedlich und freundlich eine andere Art Lehrer des Lebens — diejenigen, welche ein solides Fundament unter das alte Mißgebäude zu setzen versuchten, das mit so viel Mühe und Genauigkeit von tausend und abertausend Toten errichtet worden war. . .“

Von fernher ertönten plötzlich die Klänge eines Liedes. . . Zwei — drei fröhliche Schreie fuhrn schauernd über den Friedhof hin. Vielleicht suchte irgend ein Müßiggänger sorglos im Dunkel sein Grab auf.

„Hier unter diesem schweren Steine fault feierlich die Asche des Weisen, der gelehrt hat, die Gesellschaft sei ein Organismus, ähnlich . . . dem Affen oder Säugetier, ich erinnere mich nicht mehr genau. Das ist gut für die Menschen, welche sich für das Gehirn eines Organismus halten wollen! Fast alle Politiker und Anführer von Diebesbanden sind Anhänger dieser Theorie. Wenn ich das Gehirn hin, mache ich mit den Händen Bewegungen, wie ich will, ich bin immer imstande, den instinktiven Widerstand der Muskeln gegen meine königliche Macht zu unterdrücken! — Ja. Und hier liegt die Asche eines, der die Menschen zu jener Zeit zurüdrief, als sie noch auf allen Vieren gingen und Würmer verzehrten. Das waren die glücklichsten Tage des Lebens, bewies er ernsthaft. Auf zwei Weinen gehen, in schönem Gehrock und den Menschen raten: Bedeckt euch wieder mit Haaren und Fellen, ist das nicht originell? Verse lesen, Musik hören, Museen besuchen, sich Hunderte von Berst an einem Tage dahinsafahren lassen, und allen ein einfaches Leben in den Wäldern predigen, auf den vier Pfoten — wirklich nicht übel! — Und dieser hier beruhigte die Menschen und rechtfertigte ihr Leben damit, daß er bewies, die Verbrecher seien keine Menschen, sondern ein kranker Wille, ein besonderer, antisozialer Typus. Sie seien Feinde der Geseze und der Moral von Natur, das heißt, es lohnt sich nicht mit ihnen viel Umstände zu machen; Vom Verbrecher heißt nur der Tod. Das ist vernünftig! Die Verbrecher aller auf einen Einzigen werfen, den man im voraus schon als natürlichen Behälter aller Laster und als organischen Träger eines bösen Willens erkannt hat — ist das etwa dumm? Es gibt immer Menschen im Leben, die den verkrüppelten Mechanismus des Lebens zu rechtfertigen suchen und die Seele entstellen. Ja, die Friedhöfe sind reich an Ideen für die beste Organisation des Lebens in den Städten. . .“

Der Teufel blickte um sich. Eine weiße Kirche erhob sich wie der Finger eines Skelett-Kolosses schweigend aus der fetten Totenflur zum dunkeln Himmel empor, zu der stummen Sternennwelt. Die dichte, in verschimmelte Gewänder gekleidete Menge von Steinen über den Quellen der Weisheit umgab diesen Schornstein, der den heisenden Dunst menschlicher Klagen und Gebete weit in die Räume des Weltalls getragen. Der Wind, getränkt von dem fetten Fäulnisgeruch, schaukelte ruhig die Zweige der Bäume und streifte die welken Blätter herab. Und sie fielen geräuschlos auf die Wohnstätten der Schöpfer des Lebens. . .

„Wir veranstalten jetzt eine kleine Totenparade, eine Repetition des jüngsten Gerichts!“ sagte der Teufel und ging mit gemessenen Schritten vorwärts auf dem Schlangenspfad zwischen Grabhügeln und Steinen. „Du weißt, einst wird der jüngste Tag kommen! er wird auf der Erde stattfinden, und dieser Tag wird ihr bester Tag sein! Er rückt heran, dieser Tag, wenn die Menschen alle Verbrecher erkennen, die gegen sie von den Lehrern und Gesezgebern des Lebens begangen worden sind, von denen, die den Menschen in

nüchtige Stücke sinnlosen Fleisches und Knochen zerrissen. Alles, was jetzt unter dem Namen Menschen lebt, das sind Teile; der ganze, ungeteilte Mensch ist noch nicht erschaffen. Er wird aus der Asche der von der Welt gemachten Erfahrung entstehen, er wird diese Erfahrung aufsaugen wie das Meer die Sonnenstrahlen, und über der Erde aufleuchten wie eine neue Sonne. Ich werde das erleben! Denn ich erschaffe den Menschen, ich werde ihn erschaffen!"

Der Alte brüstete sich ein wenig und verfiel in eine, dem Wesen des Teufels nicht entsprechende, lyrische Stimmung. Ich hielt ihn das zugute. Was will man machen? Das Leben entstellt sogar den Teufel, indem es mit seinen Giften des Teufels hart geschmiedete Seele zerlegt. Es haben doch alle einen runden Kopf, aber schiefe Gedanken, und jeder, der in den Spiegel schaut, findet sich schön.

Der Teufel machte zwischen den Gräbern Halt und rief mit der Stimme des Gebieters:

„Wer ist hier ein weiser und ehrenhafter Mensch?“

Einen Moment schwieg alles. Dann bebte plötzlich die Erde unter meinen Füßen, und gleich haufen schmutzigen Schnees bedeckten die Grabhügel den Friedhof. Es war, als ob tausend Blitze die Erde von innen aufwühlten oder als ob ein gigantisches Ungeheuer sich in ihrem Schoße krampfhaft umdrehe. Alles ringsum leuchtete in gelblich-schmutziger Farbe, überall bewegten sich Skelette wie trodrene Grasshalme unter dem Wind hin und her und erfüllten die feierliche Stille mit dem Reiben ihrer Knochen, mit den dumpfen Stößen ihrer Gelenke gegen sich und an die Grabesplatten. Sie stießen einander und krochen auf die Grabsteine, überall schimmerten Schädel gleich einem Löwenzahnfeld, ein dichtes Netz von Rippen umgab mich wie eine enge Zelle, Schienbeine schauerten unter der Last verkrüppelter, klaffender Beckenknochen, und alles im Kreise bewegte sich in schweigender Hast.

Das kalte Lachen des Teufels überlötete die unpersonlichen Laute.

„Sieh', sie sind alle herausgetrocknet, alle bis auf den letzten!“, sagte er.

„Sogar die Stadtnarren sind darunter! Die Erde erbrach sich und spie aus ihrem Innern die tote Weisheit der Menschen aus.“

Der dumpfe Lärm wuchs rasch an, es schien, als ob eine unsichtbare Hand gierig in dem feuchten Lehm wühlte.

„Sieh', wie viele Menschen im Leben ehrlich und weise waren!“ rief der Teufel aus und streckte seine Flügel weit über die Tausende von Gerippen, die sich von allen Seiten zu ihm drängten. „Wer von Euch hat den Menschen am meisten Gutes getan?“ fragte er laut.

Alle ringsum fingen an zu zischen ähnlich den Pilzen, wenn man sie in einer großen Pfanne mit Sahne bäckt.

„Erlauben Sie mir vorzutreten!“ schrie einer wehmützig.

„Ich bin's, Herr, hier bin ich! Ich habe bewiesen, daß in der Summe der Gesellschaft Eins gleich Null ist.“

„Ich bin weiter als er gekommen!“ opponierte jemand aus der Ferne. „Ich habe gelehrt, daß die ganze Gesellschaft eine Summe von Nullen ist und daß daher die Massen sich dem Willen der Gruppen unterordnen müssen.“

„Und an der Spitze der Gruppen steht die Einheit und das Bin ich!“ rief einer feierlich.

„Warum Sie?“ ertönten einige unruhige Stimmen.

„Mein Onkel war König!“

„Ah, dem Onkel Eurer Hoheit haben sie vorzeitig den Kopf abgeschlagen?“

„Die Könige verlieren ihre Häupter immer zur rechten Zeit!“ antworteten stolz die Knochen eines Nachkömmlings von Knochen, die einstmals auf dem Throne gesessen.

„Oh, oh, oh!“ ertönte ein zufriedenes Geflüster. „Unter uns liegt ein König! Das trifft man nicht auf jedem Kirchhof.“

Das dumpfe Geflüster und das Geräusch der Knochen kloffen in einem Knäuel zusammen, der immer dichter und schwerer wurde.

„Sagt einmal, ist es wahr, daß die Knochen der Könige von blauer Farbe sind?“ fragte eilig ein kleines Skelett mit krummer Wirbelsäule.

„Erlaubt mir zu sagen“, fing ein Skelett eindringlich an, das oben auf einem Denkmal saß.

„Das beste Pflaster für Hühneraugen ist meines!“ schrie eines hinter ihm.

„Ich bin derselbe Architekt, der . . .“

Da stieß ein breites, niedriges Skelett alle übrigen mit seinen kurzen Armknochen auseinander und schrie, daß es das Mäuschen der toten Stimmen überlötete:

„Brüder in Christo! Bin ich nicht Euer Seelenarzt, habe ich nicht die Schwielen Eurer Seelen mit dem Pflaster sanfter Tröstung geheilt, die durch die Trübsal Eures Lebens entstanden waren?“

„Es gibt keine Leiden!“ verkündete jemand. „Alles existiert nur in der Vorstellung.“

„Derselbe Architekt, der die niedrigen Türen erfunden hat . . .“

„Und ich Papier zur Vertilgung der Fliegen! . . .“

„ . . . damit die Leute beim Eintritt ins Haus unwillkürlich den Kopf vor dem Hausherrn beugen . . .“ ertönte eine zudringliche Stimme.

„Gehört nicht mir der Vorrang, Brüder? Ich habe Eure

Seelen, die nach Vergessen von Kummer und Sorgen dürsteten, mit der Milch und dem Honig meiner Betrachtungen über die Eitelkeit alles Irdischen gelabt!“

„Alles, was ist, ist ein für allemal festgestellt!“ brummte eine höfliche Stimme.

Ein Skelett mit einem einzigen Bein saß auf einem grauen Stein, erhob sein Schienbein, streckte es vor und rief: „Natürlich ist's so.“

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

### Astronomisches.

Der Halleysche Komet und die Meteorenschwärme des Mai. Dem Bereich unseres Planeten nähert sich ein seltener Gast, der nur in weiten Zwischenräumen in den Sichtbarkeitsbereich der Menschen tritt. Es ist der Halleysche Komet, dessen Geschichte und Eigentümlichkeiten ihm eine ganz besondere Bedeutung verleihen. Sein diesmaliges Erscheinen wird deshalb mit besonderer Spannung erwartet, weil man davon Aufschlüsse über die sogenannten Aquariden-Schwärme zu erlangen hofft, die vor etwa 40 Jahren von Turmann entdeckt worden sind. Es handelt sich um den alljährlich periodisch wiederkehrenden Meteoritenregen, der um die ersten Morgenstunden zu Anfang des Monats Mai sichtbar wird und anscheinend mit dem Halleyschen Kometen in innigem Zusammenhang steht. Wenn dies zutrifft, ist zu erwarten, daß das Herannahen des Kometen eine lebhaftere Verstärkung der Aquariden bedingen wird. Seine Sonnennähe trifft auf den 24. Mai des Jahres 1910. Man kennt das Verhalten dieses Sternes schon lange, und er war es, der seinen Entdecker und Paten überhaupt in die Lage setzte, festzustellen, daß es Kometen mit geschlossener Bahn gibt. Bis dahin hielt man ihr Erscheinen für ein zufälliges oder richtiger gesagt, man verband mit ihnen die abergläubische Vorstellung, daß der Himmel als Warnungszeichen oder zur Ankündigung ungewöhnlicher Ereignisse einen Voten sende, der nach erfüllter Mission auf immer entschwände. Newton teilt allerdings diese Ansicht nicht, sondern erkannte, daß auch die Kometen den für die Bewegungen der übrigen Himmelskörper geltenden Gravitationsgesetzen folgten. Doch erst Halley war es vorbehalten, aus der Identität dreier Kometenbahnen nachzuweisen, daß die Erscheinung dreier vermeintlichen Haarsterne auf Rechnung eines und desselben zu setzen sei. Er beobachtete diesen Kometen im Jahre 1682 und kündigte an, daß er in 76 Jahren wiederkehren werde. Er wußte wohl, daß er nicht lange genug leben würde, um die Bestätigung seiner Vorhersage mit eigenen Augen zu schauen, und es liegt eine Art wehmütiger und doch stolzer Resignation in seinem Ausspruch: „Wenn er (der Komet) gemäß unserer Prophezeiung im Jahre 1758 wiederkehrt, so wird die gerechte Nachwelt sich nicht weigern anzuerkennen, daß diese Tatsache zum erstenmal von einem Engländer festgestellt wurde.“ Halley hatte sich nur um einige Monate getäuscht. Im März 1759 kam der Komet wieder, und zwar nur 17 Jahre, nachdem sein Entdecker gestorben war. Weiterhin berechnete dann der Astronom Pontécoulont die Wiederkehr des Halleyschen Kometen im Jahre 1835; er erzielte schon größere Genauigkeit, und die Abweichung der Sonnennähe betrug damals nur wenige Tage von dem berechneten Zeitpunkt. Er bestimmte auch im Jahre 1864 die jetzt bevorstehende Wiederkehr und rechnete für die Sonnennähe den 24. Mai 1910 aus. Es war zu erwarten, daß auch von anderen Astronomen eine neue Bestimmung der Bahnelemente vorgeonnen werden würde, doch scheint es, daß sich lediglich die englischen Astronomen Cotwell und Crommelin dieser Mühe unterzogen haben. Ihre Resultate stimmen mit denen Pontécoulonts überein, so daß man mit Sicherheit annehmen darf, daß der Halleysche Komet im Mai 1910 seine Sonnennähe erreichen wird. Natürlich wird man versuchen, bereits lange vor diesem Zeitpunkt Beobachtungen anzustellen. Nach Berechnungen von Professor D. C. Wendell ist der Komet augenblicklich schon weniger weit von der Sonne entfernt als der Saturn. Seine Stellung im Sternbild des Orion ist der Beobachtung nicht ungünstig; es scheint aber zweifelhaft, ob auch die mächtigsten Instrumente unserer Sternwarten jetzt schon instande sind, ihn zu erblicken. Der Komet bewegt sich augenblicklich in direkter Linie auf die Sonne zu. Gegen Oktober 1909 wird seine scheinbare Bewegung eine sehr rasche werden. Gegenwärtig aber beginnt er, seine der Beobachtung günstige Stellung wieder zu verlassen und wird während der nächsten Monate wohl nicht aufgefunden werden. Auch im nächsten Jahre wird es ähnlich gehen, bis im Oktober 1909 die Entfernung so weit herabgeht, daß er entweder mit der photographischen Platte oder mit dem Auge „gepakt“ werden kann. Die Umlaufzeit des Kometen um die Sonne schwankt zwischen 76 und 77 Jahren, unterliegt jedoch infolge der Störungen durch die großen Planeten recht erheblichen Schwankungen. In den Jahren 1222 bis 1301 brauchte der Komet 79 Jahre und 2 Monate, während er dieses Mal in 74 Jahren und 5,5 Monaten zurückkehrt. Es ist wahrscheinlich, daß man bereits seit zwei Jahrtausenden den Kometen immer wieder beobachtet hat, aber die Identität seines Erscheinens vor so langer Zeit ist nicht mit Sicherheit festzustellen.